

# Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Als Bertsch in das Steigerzimmer eintrat, war Hammerschmidt dabei, die paar Habseligkeiten zusammenzutragen, die sein Eigentum waren. Er beantwortete Bertschs „Glückauf“ nur mit einem düsteren Seitenblick. Kam der, um sich an seinem Triumph zu weiden — so sollte er sich verrechnet haben. Und er packte weiter an seinen Sachen, als ob niemand da wäre.

„Sie haben wohl schon davon gehört, daß heute Ihre Gewerkschaftsversammlung die Vereinerung Ihrer Grube mit der unsrigen unter meiner Betriebsleitung beschlossen hat?“

Wiederum keine Entgegnung. Ihm den Rücken kehrend, schmürte der Rotbart vielmehr an seinem Bündel. Da hörte er den neuen Herrn weiter sagen, ganz ruhig, als wäre nie das mindeste zwischen ihnen vorgefallen:

„Ich möchte Sie übernehmen in meine Dienste.“

„Was — mich?“

Und Hammerschmidt fuhr herum.

„Natürlich — warum nicht?“

„Nun ich dächt! — in dem Gesicht des Rotbarts suchte es grimmig — „wie ich Ihnen mitgespielt hab!“

„Freilich, Sie haben es reichlich toll getrieben.“

„Nun also.“ Hammerschmidts Miene verzog sich wieder in starrer Feindseligkeit. „Da werden Sie wohl doch nicht erwarten von mir, daß ich mich Ihnen ausstefere — bloß zur Rache.“ Und er wollte sich schroff abwenden. Doch da legte sich ihm Bertschs Hand auf die Schulter.

„Sie verkennen meine Absichten. Wir waren allerdings Feinde bis jetzt. Ehrliche Feinde. Aber warum sollen aus denen nicht ebenso eheliche Freunde werden? Das wär' doch nicht das erstemal im Rauhen Grund. Und ich denke: Halten Sie erst einmal zu meiner Seite, dann gehen Sie auch mit mir durch Dick und Dünn — genau wie Sie's drüben getan haben. Ich habe allen Respekt vor solcher Treue; heut' kann ich's Ihnen ja sagen. Also wie ist's? Schlagen Sie ein?“

Ein langsamer Wandel ging vor in den Rippen des Steigers. Höchstes Staunen, Mißtrauen, aber dann, nach einem Blick in Bertschs Augen, plötzlich ein Aufleuchten in dem rauhen, rotbärtigen Antlitz.

„Ja, wenn's so ist, Herr Bertsch, dann bin ich Ihr Mann! Und daß auch ich's mal sage: Bei aller Wut, die ich auf Sie gehabt hab' — ich hatt' doch auch einen ganz gewaltigen Respekt für Ihnen. Und nun soll's mir Lagne machen, für Sie zu arbeiten — hier — meine Hand drauf!“

Schallend schlug er bei Bertsch ein. Der schüttelte die harte Rechte mit einem vollwertigen Gegendruck und lachte.

„Na, da hätten wir also nun Freundschaft geschlossen.“

„Also: Glückauf bei uns auf Christiansglück — Herr Obersteiger Hammerschmidt!“

Der Rotbart wollte in freudiger Bestürzung über die Beförderung einen unbeholfenen Dank vorbringen; aber Bertsch hob die Hand.

„Etwas anderes seht, Hammerschmidt, wichtigeres. Ihre Leute haben lange genug gefeiert. Das muß nun ein Ende haben. Sorgen Sie dafür, daß es noch heut' jeder erfährt: morgen früh wird hier die Arbeit wieder aufgenommen. In vollem Umfange!“

Und noch einen bedeutungsvollen Gang galt es für Bertsch: Zum Abligen Hause drunten, um die Grubenurkunden und vertraulichen Briefschaften, die der bisherige Repräsentant bewahrt, nun in sein Verwahrsam zu nehmen. Die Begegnung mit Kemmer von Grund würde nach allem, was geschehen, gerade kein Vergnügen werden; aber auch das mußte sein.

So stand denn Gerhard Bertsch nun vor dem Portal des alten Herrenstübes. Es dauerte eine geraume Weile, bis das Mädchen, das mit seiner Karte ins Haus gegangen war, wieder erschien und ihn hineinführte. In dasselbe Gemach, wo ihn damals Eke von Grund empfangen hatte, und auch heute fand er sie wieder vor beim Eintreten. Sie erwartete ihn dort offenbar, denn in der Hand hielt sie ein versiegeltes kleines Paket, das sie ihm gleich hinreichte.

„Sie kommen wohl wegen der Grubepapiere. Hier sind sie.“

„Vielen Dank! Das war allerdings der Zweck meines Kommens.“ Dann lächelte er: „Ihr Herr Onkel hat also offenbar kein Bedürfnis, mir noch einmal persönlich zu begegnen, nach diesem Ausgang der Sache.“

„Allerdings nicht.“

„Aber es scheint, Sie haben mir noch einen kleinen Auftrag anzurichten von ihm?“

„Oh — wieso?“

„Ich sehe es Ihnen an, Fräulein von Grund. Und ich ahne auch was. Sagen Sie es mir nur ohne Scheu: Mein nochmaliges Erscheinen hier wird nicht gewünscht!“

„So ungefähr freilich — Aber Sie wissen ja, Herr Bertsch: Mein Onkel ist eine sehr reizbare Natur. Und diese Entscheidung heute —“

„Ist ihm auf die Nerven gefallen, das glaub' ich gern.“

Bertsch lachte unwillkürlich auf. Doch dann sah er sie an, die mit ernster Miene da stand.

„Verzeihung — es ist nicht niedere Schadenfreude. Und mein Lachen hier ist nicht sehr am Platze. Aber es ging eben mit mir durch. Der Kampf war nicht leicht. Und nun ich ihn gewonnen, darf ich's ja offen sagen, zu Ihnen wenigstens, Fräulein von Grund: Er stand auf des Messers Schneide! Ein paar Tage noch — und ich blieb auf der Strecke!“

Sie sah ihn mit einem langen Blick an. Dann reichte sie ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen und beglückwünsche Sie zu Ihrem Siege.“

Er hielt ihre Rechte einen Augenblick zurück.

„Dieser Glückwunsch freut mich aufrichtig. Ich weiß, er ist ehelich gemeint.“

Es leuchtete aus seinem Blick, wie sie es noch nie an ihm gesehen hatte. Da forschte sie weiter.

„Und nun —“

„Jetzt wird es erst recht beginnen. Ich fahre noch heute nach Wöln zu den nötigen Konferenzen mit der Bank. Keinen Tag mehr will ich nun verlieren.“

Sie sah vor sich hin.

„Es muß schön sein, so getragen zu werden von seinem Erfolge. Wer das doch auch einmal empfinden könnte!“

Ein verwunderter Blick traf ihn. Da besann sie sich wieder und sah ihn an.

„Ich möchte wohl Ihr Werk sehen, wenn alles so weit ist. Es würde mich wirklich interessieren — gerade so ein moderner, großer Betrieb!“

„Kommen Sie doch einmal zu uns. Ich zeige Ihnen gern alles.“

„Wirklich? Würden Sie mich auch einfahren lassen?“

„Warum denn nicht?“

„Oh, das wäre herrlich!“

Er wunderte sich über ihre helle Freude.

„Liegt Ihnen denn so viel daran?“

Sie nickte lebhaft.

„Es ist ein Wunsch, schon seit meinen Kinderjahren.“

„Warum sind Sie da aber nicht schon längst einmal eingefahren, wo doch Ihr Onkel Grubenvorstand war?“

„Gerade er wollte es nicht. Frauenzimmer haben in der Grube nichts zu suchen — war seine Ansicht.“

Er mußte lächeln. Und sie tat ein Gleiches. So trafen sich ihre Blicke in einem geheimen Einverständnis.

„Ja freilich — das kann ich mir wohl denken.“ meinte er dann. „Nun, da diese höchste Instanz aber fortan für den Erbfolgen nicht mehr existiert, so steht ja nichts mehr im Wege. Also, Sie machen Ihr Wort wahr?“

„Ich komme einmal, wenn's so weit ist — ganz bestimmt!“

„Wieder sah er sie an mit jenem warmen Blick. Und gern hätte er noch weiter mit ihr geplaudert. Doch er besann sich, daß seine Anwesenheit in diesem Hause ja nicht erwünscht war. Da schied er sich zum Gehen an. Schon an der Tür, blieb er aber noch einmal stehen.“

„Uebrigens — ich habe das Kleine Abenteuer droben an der alten Pinge gehabt, vor dem Sie mich neulich warnten.“

„Also doch!“

Es klang erschrocken.

Er nickte.

„Aber es ist gut abgelaufen, wie Sie sehen.“

„Gott sei Dank!“

In befreitem Aufatmen hob sich ihre Brust.

Es entging ihm nicht, und er sah sie an, als ob er ihr noch etwas Besonderes sagen wollte. Aber er begnügte sich dann mit den üblichen Abschiedsworten.

Ehe von Grund blieb stehen, wo sie war, in Gedanken verloren, bis sie draußen den schweren Torflügel am Portal zuschlagen hörte.

Da erst besann sie sich wieder auf sich. Und schwere Tritte, die jetzt vom Nebenzimmer herannahen, mahnten sie daran, daß man einen Bericht über diese Begegnung erwartete.

Der Herbst und nach ihm der Winter zog ins Land; aber seine Herrschaft war ausnehmend mild. Das kam dem großen Werden zustatten, das aus der alten Erde des Rauhen Grundes wuchs. Am Berghang droben über dem Oberdorf.

Wie eine sagenhafte Königsburg aus dem Morgenlande stieg es dort empor am dunkeln Waldsaum, hellshimmernd weithin ins Tal als ein Wahrzeichen. Massiges Mauerwerk, hochgezinkt, trübige Rundtürme und himmelanströmende schlanke Minarets — die Hallen, Hochöfen und Kamine der neuen Werksanlagen von Christiansglück.

Oftmals, namentlich des Feiertags nach dem Kirchgang, kamen die Leute des Rauhen Grundes herauf, selbst solche aus den entlegensten Weiler und Einzelhöfen, um zu sehen, was sich dort begab. Schweigend standen da die Alten, mit offenkundiger Mißbilligung und doch widerwilligem Staunen. Es war also wirklich, wie ihnen Pfarrer Burgmann von

der Kanzel herab kündete, mit eiferndem Jorn: Eine neue Zeit kam da herangezogen, unaufhaltsam und bedrohlich.

Wer es noch hätte bezweifeln wollen, den belehrte eines Besseren das Wählen und Graben, das eine lange, schnurgerade Spur zog droben von dem Werk an hinab bis ins Tal und nun immer weiter neben dem Fluß her, bis ganz hinaus aus dem Bannkreis der Berge, wo fern in der Ebene die Schienenstraße der Bahn vorüberzog. An das eiserne Verkehrsnetz, das die Welt draußen unklammernde und fest verband, würde nun auch der rauhe Grund angeschmiedet werden. Das bedeuteten die Hammerschläge, die unermüdlich Tag und Nacht durch die Talstille kirkten, um die stählernen Fesseln dem tropigen Stück Erde aufzuzwingen, das seit Anbeginn aller Erdentage seine freie Eigenart gewahrt hatte — im Kleinen eine Welt für sich.

Am allermeisten war es gerade dieser Bahnbau, der die Köpfe erhitze. Wie kam der Amerikaner dazu, ihnen ihre Felder und Wiesen zu zerschneiden mit seinem Schienenstrang? Fäher Bauerneigensinn stemmte sich so dem Werk entgegen, immer wieder angefaßt von dem zornglühenden, weißhaarigen Eiferer auf der Kanzel. Aber stärker war der stahlharte Wille des andern.

Für das neue Werk war der Bahnanschluß einfach eine Lebensfrage. Es war nun nicht mehr möglich, wie bei dem bisherigen Kleinbetrieb, das im Hochofen erblasene Eisen auf dem Wagen viele Stunden weit zur Bahn draußen zu fahren. Dem verschloß man sich auch auf der Regierung nicht, wo man überhaupt jedem wirtschaftlichen Aufstreben wohlwollend gegenüberstand. So entschied denn ein beschleunigtes Enteignungsverfahren zugunsten des Werkes. Gerhard Vertsch blieb Sieger, auch hier; aber neue erbitterte Feinde gesellten sich damit zu den alten. Er war der meistgehaßte Mann im ganzen rauhen Grund — er, der doch der Heimat sein Bestes geben wollte. Aber es kümmerte ihn nicht. Aufrecht ging er seinen Weg weiter, um die Lippen ein überlegenes Lächeln.

Und wie über der Erde, so zog auch drunten unten Tag die neue Zeit ein. Elektrizität warf ihr Licht in die Finsternis der Tiefe, bewegte die Förderkörbe im Schacht und die langen Jüge der Grubenbahn in den Strecken, ebenso wie die riesigen Kolben der Pumpen, die das Wasser aus dem Sumpf des Schachtes ansogen und droben über Tag in mannsdicke Strahl auswarfen. Preßluft wurde in endlosen Rohrleitungen hinuntergejagt zu jedem einzelnen Betriebspunkte, um die Bohrhämmer anzutreiben, die nun das langsame, mühselige Werk der Menschenhand ablösten.

(Fortsetzung folgt.)

## Bilder aus der Türkei.

Von Otto Lotthammer (Konstantinopel).

Ein Peris-Ständchen im türkischen Kaffeehause.

Ich kenne kaum einen andern Ort, wo man die türkische Volksseele besser und gemächlicher studieren kann als im Kaffeehause. Dabei habe ich natürlich nicht die „eleganten“ Cafés im Auge, die sich im europäischen Pera befinden. Ich stelle meine Betrachtungen vielmehr in Stambul an, oder in Sultani und in den Vororten, wo das bodenständige Leben und Treiben noch nicht dem europäischen „Kulturschema“ zum Opfer gefallen ist. Da dem Muslim Wein und berauschende Getränke verboten sind, ein Kulturgesetz, das ihn in mannigfacher Beziehung über die christlichen Europäer erhebt, haben Kaffee und Tee eine viel größere Bedeutung und die Stätten, wo sie dem ledernen Gaumen geboten werden, einen andern Charakter als bei uns. Aber lassen wir den frischen Eindruck sprechen, das unmittelbare Erlebnis!

Wir treten in eine der größeren Kaffeewirtschaften von Zebidake, einem Stadtteil auf der Stambuler Seite, und nehmen auf der langen, gerollerten Bank Platz, die sich an der Wand hinzieht. Sie ist reichlich breit und für europäische Sitzgewohnheiten fast unbequem. Aber sie ist ja auch für den Türken gebaut, der seine Beine unterschlägt, was er vermöge seiner Elefantenhöfen leicht bewerkstelligen kann. Der Raum ist mannigfach geschmückt. Von der Decke herunter hängen, über den ganzen Raum verteilt, hübschgroße, buntfarbige Glaskugeln. Sie sind von der Art, wie man sie vor Jahren in wohlgepflegten Gärten auf Stäben stecken sah. Wir nahmen sie, als wir noch Knaben waren, zum Ziele unserer Katanitgeschosse und ahnten nicht, daß wir dem guten Geschmack zu seinem Rechte verpfaßen, wenn sie zu unserer türkischen Lust kirrend zerpfitterten. Buntpapierrosetten und Glanzpapierketten durchziehen den Raum von Glaskugel zu Glaskugel und verbergen auch die Drähte, die sie an der Decke

festhalten. Grellfarbige Delbrude an den Wänden zeigen den Bize-generalissimus Enver Pascha und den Sultan.

Der „Kawetschi“ der Kaffeewirt, nähert sich uns mit freundlicher Miene und fragt nach unserm Begehrt mit dem üblichen „Cujurun“ (Ton auf dem letzten „u“), das etwa bedeutet „was ist gefällig?“ Wir haben die Wahl zwischen „schelerli Kawe“ und „vade Kawe“, gesüßtem und ungesüßtem Kaffee. Die Art der Zubereitung erheischt, daß wir uns zuvor für einen von beiden entscheiden. Den Kaffee nachträglich zu süßen ist unbekannt. Welches sind nun die Geheimnisse des Kaffeelochs? Er hat nichts zu verbergen. In einer Ecke des Lokals, abgegrenzt nur durch eine Art schmalen Ladentisch, ist ein Laboratorium. Dort unterhält er ein offenes, dauerndes Holzohlenfeuer, über dem ein ziemlich hohes, zylindrisches Messinggefäß, der Wasserkessel, steht. Kochendes Wasser ist immer zur Hand und wird am Boden des Kessels durch einen Hahn abgelassen. In ein tassengroßes Messinggefäß mit langem Handgriff schüttet er feinst gemahlene Kaffee und Zucker und füllt kochendes Wasser auf. Auf dem Holzohlenfeuer läßt er die Mischung kurz aufwallen und der „schelerli Kawe“, den wir gewünscht haben, ist fertig. Er wird uns in einem winzigen Täßchen dargereicht. Behaglich schlürpfend, senden wir unsere Blicke auf Kundschaft aus. Da steht vor uns auf dem Tisch, getragen von einem sich nach unten verbreiternden Fuße, eine Messingschale, Qualitätsarbeit, die dem deutschen Werkbund Ehre machen könnte. Ein Aschenbecher! doch man zweifelt noch: die Form ist ungewöhnlich, und wir sind in dem Lande, wo man noch ohne mancher der uns unentbehrlich erscheinenden Kulturerrungenschaften auszukommen weiß. Ein wallnußgroßes, eisengraues Etwaß auf dem Boden der Messingschale zieht unsere Aufmerksamkeit an. Auf jedem Tisch dieselbe Schale mit demselben Inhalt. Die neugierigen Finger werden mit einem Schrei zurückgezogen; das Tageslicht verdrängt das glimmende Rot in dem flackernden Holzstohle, das als Feuerzeug dient; sparsam; denn eine kleine Schachtel Streichhölzer kostet zurzeit 30 Para oder 15 Pfennige; bequem: der Raucher neigt den Kopf ein wenig nach vorn, und die Zigarette glimmt. Wie versteht es der Türke seinen „Ke-Is“ ruhevoll und ergiebig zu gestalten, wie fein weiß er die „Fäde des Objekts“ zu umgeben, von der Bücher in seinem Roman „Auch Einer“ so anmutig und belustigend zu plaudern versteht! Man vergegenwärtige sich den Allerwelts-Streichholzständer mit Aschenteller darunter und beachte seinen Schelmensbild, der aus den abgewetzten Reißblättern strahlt, wenn Herr Fastig aus Mitteleuropa im Begriffe ist, sich eine Zigarette anzuzünden. Umständliche Muskelarbeit! Nitsch! Das Hölzchen bricht. — Natsch! Die Bündmasse splittert ab. Ein winziges Fünkchen springt auf den Daumen und bohrt sich brennend in die Haut. Unmut leimt auf im Blick und im Gemüt des Herrn Fastig. Neue Anstrengung. Nitsch! Der Streich, unanfsat geführt, trifft den Tellertrand. Der schneit ein wenig und streut seinen Inhalt auf Tisch- und Kaffeegeschirr. Die unadrettlichen Stummel liegen zwischen blendend weißen Zuckertafeln. Herr Fastig schneit vor Zorn: Indessen: Erneuter Vorstoß gegen das von Schadenfreude in einem Sonnenstrahl blinkende Bündholz-Arsenal. Natsch! Das schliddert mit tolettem Wiegeschritt über die Marmorplatte. In der Hast, es aufzufangen, stößt Fastig die Kaffeetassen auf der Gegenseite um, deren Inhalt sich auf den Schoß und auf das neue weiße „durchbrochene“ des freundlichen Mädchens ergießt, das dem Gesoppten die Sonntag-Nachmittage angenehm verflüstert. Wie weit entfernt ist der Kaffeehaustärke von solcher Unraß, solchem Unbehagen! Er versteht es wie kein anderer mit dem geringsten Kraftaufwand der Ruhe zu pflegen, und das dolce far niente zu einem wirklich behaglichen Aussehen zu gestalten.

Aber mein Bild ist noch unvollständig. Um ganz in die Beschaulichkeit des Kaffeehauses Ke-Is einzudringen, muß man das sanfte Surren, Surren und Glucksen und Rollen der Wasserpfeife hören und die Tabak, trinkenden Türken beobachten. (In seiner Sprache sagt er für rauchen „titän itismel“, d. h. wörtlich: Tabak trinken.) Meine Nachbarn zur Rechten und Linken und gegenüber sind interessante Studientöpfe. Ihre Mienen brüden Gelassenheit, Wunschlosigkeit, Genügsamkeit, Augenblicksreue aus, und von diesen Gesichtern ist auch der übrige Körper beherrscht, der in der einmal eingenommenen Mißelage hundenlang verharret. Die Rechte hält das unterarmlange, harte, plüschüberspannte Ende des Nargileh-Schlauches mit dem Mundstück. Der Schlauch selbst ringelt sich in gefälligen Windungen zur Flasche und beschreibt um den Flaschenhals noch einen ledigen Schnörkel. Der eine liebt es, die Flasche vor sich auf dem Tisch zu sehen. Der Tanz der Luftblasen im Wasser unterhält ihn. Dem andern gefällt es, das Nargileh zu seinen Füßen zu haben. Von dort tönt ihm das „Gluck-Gluck-Gluck“ recht angenehm an sein Ohr.

In die vertraute Nargileh-Musik klingt aber noch ein anderer fettamer Laut hinein: Schnipp, schnapp! Mizz, klapp! Die Ueberraschung ist groß. An der gegenüberliegenden Wand sind Bank und Tischreihe unterbrochen. Ein gewichtiger, breiter Lehnsstuhl drängt sich dazwischen. Auf marmorernem Bordbrett liegen hintereinander Haarbürsten, Kämme, Rasierpinsel, Seifenschalen, Spritzflaschen. Ein Warenhaus-Spiegel mit Säulen-garnitur spiegelt das alles freundlich wieder. Hier hat der „berber“, der Haarschneider, seinen „Salon“ eingerichtet, damit der Gast die lästige Mühe des Rasierens so angenehm und vorteilhaft wie

möglich, wenige Schritte von seinem „Ke-Is“-Winkel entfernt, erledigen kann . . .

Schon seit geraumer Zeit hat der Kaffeewirt die leeren Täßchen weggeholt und zwei Gläser Wasser gereicht. Das ist die übliche Zeche im türkischen Kaffeehause, selbst bei stundenlangem Verweilen. „Kawetschi, ist lawe latich para?“ (Wirt, was kosten zwei Kaffee?) „Dir grusch!“ (Einen Waiver: d. s. 20 Pfg.) In Friedenszeiten bezahlt man sogar nur einen halben Waiver, also 10 Pfg. Wir zahlen und verlassen, freundlich begrüßt, die Stätte unseres behaglichen Nachmittagsaufenthaltes. „Allah ismarlabdi“ sagt der Wirt und wir grüßen ihn mit der Uebersetzung „Gott befohlen“.

## Vermischtes.

\* Die Teuerung in Riga. Wie die Zeitung „Nietich“ berichtet, erreichte die Teuerung in Riga in den letzten Tagen ihren Höhepunkt. Der neue Polizeimeister erschien selbst auf dem Markte und ließ bei verschiedenen Händlern Protokolle aufnehmen, um festzustellen, wie weit die Marktpreise von den in den Verwaltungsorganen festgesetzten Höchstpreisen abwichen. Es entstand eine gewisse Panik unter den Verkäufern, und mehrere öffneten überhaupt nicht ihre Läden, unter dem Vorwand, daß sie keine Waren hätten. Der Polizeimeister ließ jedoch die Schuppen öffnen, und mit Hurrah begrüßte das versammelte Publikum die Vorräte an Fleisch, besonders Schweinefleisch, das herausgeholt und sofort zu 58 Kop. statt des früheren Preises von 70—80 Kop. verkauft wurde. Zugleich wurden von der Polizei Hausdurchsuchungen bei Kaufleuten in allen Stadtteilen vorgenommen. Das Ergebnis waren aufgefunden große Partien von Zucker, Mehl, Butter und Streichhölzern. Mit einem Freudengeschrei begrüßten die Leute auf der Straße, die aufmerksam die behördlichen Maßnahmen verfolgten, die überraschenden Entdeckungen. Von den letztgenannten Produkten, die als nicht vorhanden galten, wurde ein Teil requiriert und unter Militärbedeckung nach der Intendantur gebracht; der Rest gelangte zum Verkauf laut amtlicher Tage. Der Andrang der Käufer wuchs von Minute zu Minute, so daß der Polizeimeister anordnete, die Leute nur einzeln und per Karte vorzulassen und keinem mehr als 2 Pfund Zucker zu geben. Bald bildeten sich vor allen Kolonialwarengeschäften Ketten von Käufern, die der Reihe nach anzukommen suchten. Mehrwöchigerweise wurden die meisten Vorräte bei den Kleinhändlern vorgefunden und die größte Partie sibirischer Butter bei einem Eisenhändler. Natürlich waren die schwer vermischten Lebensmittel in wenigen Stunden vergriffen. Bezeichnend für den Grad der Lebensmittelnot in Riga ist u. a. die Tatsache, daß die Eisenbahnverwaltung auf mehreren Linien selbst Verkaufsstellen errichtete, um ihre Beamten mit den notwendigsten Nahrungsmitteln zu versorgen.

\* Armer Yorik! „Er war ein Bursche von unendlichem Humor“ — er, der fast ein halbes Jahrhundert lang der König des Berliner Malayers gewesen ist. Armer Yorik, nun liegt er mit zerschmettertem Schädel da, das Opfer eines betrunkenen Wagenführers. Der Mund, der sich so unendlich komisch verzieren konnte, das Gesicht, dessen bewegliche einzelne Teile jeden zum Lachen reizten, schmerzvoll im Tode verzerrt. Die Tragik des Komikers! Selbst in dieser furchtbaren Zeit, wo alles nur zu leicht das Lachen verlernt, wird man besonders in Berlin, aber auch über die Stadtgrenzen hinaus, den Tod des „ar k o m i s c h e n V e n d i r“ als einen Verlust empfinden. Er war, wenn nicht ein Wahrzeichen Berlins, so doch eine von den Sehenswürdigkeiten, um derentwillen so mancher Provinzler nach Berlin gekommen ist in dem Gedanken: „Das muß ich mir auch einmal ansehen.“ Am schweigt dieser schlagfertige Mund auf immer. Aber viele seiner Scherze werden ihn überdauern: „Der Spiegel, so gut wie neu, haben erst drei Leute reingeguckt.“ Die Menagerie, in der es hieß: „Der Dohle ist der Efel unter den Tieren“, oder: „Das Zebra unterscheidet sich vom Tiger nur dadurch, daß sie beide gestreift sind.“ Sehr drollig war auch eine Solofaene, die Bendix in den siebziger Jahren auf die Bretter brachte. Er trat als Käsehändler auf: „Leicht gesagt, für'n Sechser Käse, aber es fragt sich, was für 'ne Nummer!“ Denn für sein Geschäft genigte ihm nicht die italienische Buchführung, er habe eine deutsche, eine schweizer, holländische, humberger Buchführung und sogar eine extra für die Dreierläse. Sein „Moabiter Contre“ erlangte weite Bekanntheit: „An die Wand“ = en avant, „Schönhauser Allee“ = Chaine anglaise, „Schaye frage“ = Chasse croizee, „Stangenpomade“ = Grand promenade, „Ruddelmuddel“ = Moulinee. — Als Sternrunder band er dem Publikum erst den großen und dann den kleinen Wären auf. Sehr fein war die Wendung: „Wer Geld hat, dem gehört die halbe Welt oder, wie der Franzose sagt, demi monde.“ Aber nicht nur von der Bühne herab hat Bendix seinen Wit erprobt. Lange Jahre hindurch hat er einst jene in ganz Deutschland viel belachten Versstellungen der „Goldenen Hundertzehr“, eines Berliner Herrengarderoibeschafts, gedichtet, in denen die politischen und Berliner Lokalereignisse auf geschickte Weise mit dem Geschäft der Firma verwoben waren. So lautete z. B. eine derartige Kellame gelegentlich eines Besuches des berühmten Erfinders Edison in Berlin:

„Edisons Bekanntschaft:

Herr Edison, der große Mann — Sah sich Berlin mit Freunden an! — Der Postverkehr, die Teuerung, — Der Mollen-

markt, das Militär, — Elektrisch Licht und Telephon — Entzückten den Herrn Edison. — Er machte auch zu Doktor Siemens — Von unserer Weltstadt viel des Ruhmens — Und sagte: Was hier angelegt — Und Zeichen deutschen Geistes trägt, — Begreife ich und kann's verstehen, — Doch wie die Goldne Humbertzeche — Die allerfeinsten Winterfäden — Zu solchem Schlanderpreis kann machen — Und doch seit 25 Jahren — So groß dasteht, wie ich erfahren, — Und sich vergrößert noch allständig, — Das ist für mich selbst unerfindlich."

\* Der „Kranke Mann“. Seit einem Jahr kämpft jetzt gerade die Türkei an unserer Seite und hat in dieser Zeit glänzende Proben ihrer Lebens- und Leistungsfähigkeit abgelegt. Gewiß zum größten Erstaunen Russlands, wo Nikolaus I. bereits 1853 das Land als einen „Schwerkranken“ bezeichnete, der einem „unter den Händen sterben könne“. Der damalige englische Premier Lord Russell aber, dem diese kaiserliche Aeußerung durch einen diplomatischen Bericht bekannt wurde, war entschieden ein besserer Prognostiker, denn er antwortete, „die Auflösung des Patienten würde vielleicht doch noch länger, vielleicht noch hundert Jahre, dauern“. Russell stand mit seiner Ansicht allerdings ziemlich allein, da Dichter und Staatsmänner damals und lange vor seiner Zeit den Sultan und sein Land als „Kranken Mann“ hinzustellen pflegten. Um so interessanter ist es im gegenwärtigen Augenblick, wo der „Kranke Mann“ sich völlig gesund und lebensfähig gezeigt hat, an die russische Voraussage zu erinnern. Vielleicht hat Russell die Lebensdauer dieses „Kranken“ sogar noch zu kurz eingeschätzt.

\* Der unwillkommene Ministerreichtum. Die Unordnung, die Erschütterungen und Verwicklungen in der französischen Politik haben im Verlaufe des Krieges die Zahl der Minister, Staats- und Untersekretäre nachgerade zu einer imponierenden Höhe anschwellen lassen. Das Publikum und die Presse Frankreichs scheinen allerdings — und nicht ganz unbegründeterweise — von diesem Reichthum nicht gerade begeistert zu sein. Wenigstens kann man dies aus einem Anekdote schließen, das im „Journal des Débats“ über den Diplomatenüberfluß angeführt wird: Die in den Kreisen unserer Parlamentarier herrschenden Zustände haben eine Bervielfachung des Portefeuilles hervorgerufen, die von Publikum und Presse unangenehm empfunden wird. Wir besitzen gegenwärtig 14 Minister und 8 Unterstaatssekretäre, und es ist zu befürchten, daß diese Zahlen noch steigen werden, denn es gibt viele unbefriedigte Kandidaten. Die hierdurch hervorgerufenen Kosten geben genügend Anlaß zur Beunruhigung. Die Republik könnte mit 8 Ministern ebenso geleitet werden wie mit 14, und dies wäre zumindst billiger. Ebenso sind nur für Krieg und Marine Unterstaatssekretäre erforderlich. Leider aber ist wohl kaum eine Einschränkung zu erwarten, man muß im Gegentheil befürchten, daß auch der Friede in diesem Punkt keine Besserung bringen wird. Denn nach dem Kriege werden ja wohl die Minister zum Wiederaufbau der zerstörten Ortschaften, zur Neubevölkerung des Rindviehbestandes und noch andere aus dem Boden wachsen, die wir mit Rücksicht auf die Zensur nicht näher bezeichnen wollen.

\* Französische Soldatengeographie. Im Felde, und ganz besonders in lange währenden Stellungskämpfen, so schreibt das „Journal des Débats“, erweist sich die Notwendigkeit, die feindlichen Zielpunkte für Artillerie und Infanterie genau zu benennen. Neben der obliegenden Benennung der verschiednen Vertikalitäten durch den Generalstab hat sich auch eine selbständige Soldatengeographie ausgebildet, die den einzelnen Stellungs- und Zielpunkten Namen verleiht, die in den allgemeinen Sprachgebrauch der in Frage kommenden Mannschaften übergehen. Der lange Aufenthalt in den Feldstellungen gewöhnt die Soldaten daran, der äußeren Gestaltung der Landschaft ihr besonderes Augenmerk zuzuwenden. Daher taufen die Soldaten die Vertikalitäten meist nach mehr oder minder deutlich erkennbaren bestimmten Uechnlichkeiten. So gibt es einen „Stiefelwald“, dessen Baumbestand sich im Landschaftsbild wie die Nurrisse eines Stiefelstiefels darbietet, einen „vieredigen Wald“ und eine „Trapez-Waldung“. Sehr oft spielt auch die Verpottung des Gegners in diesen Benennungen eine Rolle. So werden die feindlichen Schützengräben oft mit höhnischen oder herausfordernden Bezeichnungen belegt. Manchmal erweisen die Soldaten sich auch ungewollt als Geologen. Wenn das fruchtbarliche Erdreich, das sich oft unter dem bewachsenen Boden befindet, zu Wällen aufgeworfen wird, erhält die Stellung den Namen „Weißes Werk“. So gibt es im Westen eine große Anzahl von Stellungen, die von den Soldaten Weißes oder Graues Werk genannt werden. Oft nimmt der Soldat im Felde bei der Namenswahl auch zur Geschickte seine Zuflucht. So findet man die seltsamste „Feldgeographie“. Im Rahmen dieser Bezeichnungen der einzelnen Feldstellungen findet man an der Westfront z. B. ein „Eisack“ und ein „Weichselwerk“ dicht nebeneinander. Auch berühmte Persönlichkeiten müssen bei diesen Feldtaufen Pate stehen.

\* Der prophetische Knabe. Die Zahl der berühmten Leute vermehrt sich in Frankreich in geradezu erstaunlicher Weise. Alle Augenblicke entdekt man eine neue Person, die etwas getan oder gesagt hat, was „einzig dasteht“. Immer mehr berichtet die Zeitung „La Presse“ von einem erst 10-jährigen Bürger einer Stadt in Mittelfrankreich, dessen prophetische Weisheit in aller

Munde ist: „Als die Mobilisation bekannt gemacht wurde, riefen die Zeitungsverkäufer durch die Straßen, indem sie die Extrablätter ausstreichten. Plötzlich rief ein zehnjähriger Junge: Der Krieg ist ausgebrochen! Der Friede wird im März 1916 geschlossen werden!“ Diese Worte riefen ein tiefes Staunen hervor. Vergeblich fragte man den Jungen, wie er zu diesem Ausruf komme. Er wußte keine Erklärung und begnügte sich damit, immer wieder seine Prophezeiung zu wiederholen. „In einigen Monaten“, bemerkt der „Gaulois“ hierzu, „wird man wissen, ob der Junge recht hatte. Und man empfindet ein wenig Furcht bei diesem Gedanken. Wer weiß, was kommen wird?“

\* Eine englische Kritik der türkischen Soldaten. Die folgende Aeußerung eines Mitgliedes des Generalstabes der englischen Dardanellenarmee wird im „Daily Chronicle“ veröffentlicht: Die türkischen Soldaten sind hervorragende Leute und tapfer wie Löwen. Und sie kämpfen so vornehm und den Bestimmungen des Völkerrechts entsprechend, wie man überhaupt verlangen kann. Wenn sie englische Soldaten gefangen nehmen, kleiden sie sie nach Bedarf neu ein und versorgen sie auf die beste Weise. Der feindlichen Verwundeten nehmen sie sich mit aller Sorgfalt an. Ich sah türkische Soldaten, die sich trotz mehrfacher Verwundungen immer von neuem in den Kampf stürzten, ohne sich um ihre Schmerzen zu kümmern.

\* Amerikanischer Kriegshumor. Der Zar soll zwei Millionen neuer Soldaten aufstellen. Kein Wunder, daß man in Deutschland fürchtet, mit den Lebensmitteln nicht auszukommen. (New York Morning Telegraph). Japan hat erklärt, daß es den Russen soviel Granaten schicken will, als sie brauchen. Vor einigen Jahren hat es sogar mehr geschickt, als ihnen angenehm war. (Nashville Southern Lumberman). Der Zar legt Wert darauf, von nun ab an der Spitze seiner Armeen zu laufen. (Kansas City Times). Es scheint ausgeschlossen, daß der Zar in den Zeitungen eine Schlacht verliert. (Boston Transcript).

### Büchertisch.

— Feldmarschall von Mackensen. Demnächst erscheint im Verlage von August Scherl, G. m. b. H., das Lebensbild des Feldmarschalls, von Wilhelm Renner verfaßt. Der Biograph konnte aus der besten Quelle schöpfen, da ihm die Familie seines Velden bereitwilligst Nachrichten, Briefe, Familienbilder usw. zur Verfügung stellte. Die dadurch gegebene Gewähr völliger Zuverlässigkeit kommt auch darin zum Ausdruck, daß Feldmarschall von Mackensen die Widmung des Buches entgegengenommen hat. Trotz der schönen Ausstattung und der zahlreichen Bildtafeln, die dem Buche beigelegt werden, hat der Verlag den Preis auf nur 1 Mk. festgesetzt.

— Johannes Jegerlehner, Grenzwaht der Schweizer. Erzählung. Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller Band 121.) 235 Seiten 8°. (Berlin, G. Grote.) Der Schweizer Dichter Johannes Jegerlehner ist Regimentskommandeur im eidgenössischen Heere. Er erlebt den Kriegszustand der Schweizer Soldaten also in der persönlichsten Weise mit und gibt nun darüber in der mannhaft kernigen Art seines Wesens und seiner edlen, festgeprägten Prosa einen hundert anschaulichen Bericht in der Form einer handlungsreichen Erzählung. Er führt in den Kreis eines schweizerischen Infanterieregiments, schildert dessen Mobilmachung im Walliser Land, den Beginn der Grenzwaht im Jura mit dem Blick nach dem blutgetränkten Sandgou, anstrengende Übungsmärsche quer durch die Heimat, deren blühende Naturwunder in herrlichen Bildern aufstrahlen, den Schanz- und Postendienst an der Südgrenze, im Tessiner Bellinzona, wo der deutsche Schweizer seinen weissen Landsmann schätzen lernt. Die Hauptrollen in Jegerlehners der Wirklichkeit entzogenen Erzählung spielen der Regimentskommandeur und die Offiziere seines Stabes, deren Wesensart ein getreues Bild vom Schweizertum in dieser großen Zeit und von der Verschiedenartigkeit der Meinungen und Sympathien für die Kriegführenden unter den Gebildeten des Landes abgibt. Wie das Schweizer Volk sich in das Weltkriegsereignis findet, kündigt der Dichter überraschend schön in allem, was er vom einfachen Soldaten erzählt. Es leuchtet uns hier germanischer Geist entgegen, so sehr der Dichter als echter Schweizer fühlt und denkt: die innere Verwandtschaft läßt sich nicht leugnen.

### Ergänzungsrätsel.

G. u. s . c. h. d. . . c h n. c h. . f. a. . l. e.!

S. h. . e. e. , w. . . r. . r. t. i. e,

S. h. . e. e. , o. e. b. e. t. e.

U. . . r. t. i. h. , . . f. e. n. c. h. f. l. l.!

Goethe.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselsprungs in voriger Nummer:  
Denn bestes Glück, o Menschenkind,  
Versteht dich mit nichten,  
Dah es erfüllte Wünsche sind;  
Es sind erfüllte Pflichten.

Geoff.